

Heinz Nußbaumer

Laudatio

anlässlich der Verleihung des Dr. Toni-Russ-Preises an Frau Dr. Elisabeth Neier am Montag,
dem 3. September 2001 im Bregenzer Festspielhaus

Verehrte Frau Dr. Neier,
festlich Versammelte!

Meine heutige Aufgabe ist leicht und dankbar.

- Sie, liebe Frau Doktor, stammen aus dem „Ländle“. Das festliche „Wir-Gefühl“ hier im Festspielhaus wäre also heute Abend auch ohne den eindrucksvollen Großaufmarsch Ihrer Familie
- Ihrer Eltern und Ihrer zwölf Geschwister –

gesichert gewesen.

- Ihre Leistungen als Ärztin, Ihre Hingabe als Mensch, Ihre tätige Nächstenliebe als Christin sind weithin bekannt
- Sie brauchen keinen Schönredner.
- Auch um den Rückenwind der Vorarlberger Medien müssen wir uns, wie es scheint, heute Abend keine Sorgen machen.
- Und das Land, in dem Sie seit zwölf Jahren so eindrucksvoll wirken, kennen wir vermutlich alle:

Wer in Teneriffa urlaubt, hat ja schon die halbe Strecke nach Kamerun bewältigt. Jeder österreichische Fußballfreund weiß um die Spielstärke von Roger Milla, Samuel Ipoua und Co.

Und überhaupt: Wir sind dort auf altem deutschen Kolonialboden – das schafft stabile historische Beziehungen und emotionale Nähe ...

Meine Damen und Herren, Sie müssen jetzt nicht sofort ein schlechtes Gewissen bekommen, wenn Ihr persönliches Wissen über Kamerun getrübt sein sollten. Die Wahrheit ist: Wir alle – Frau Dr. Neier ausgenommen - haben natürlich keine Ahnung von diesem Land.

Kein Bundespräsident und keine Außenministerin fahren jemals dorthin. Keine Musikgruppe, keine Maler oder Dichter kommen von dort zu uns. Und niemand erzählt uns von den Hoffnungen und Sorgen der Menschen in Kamerun, von den Folterungen, Entführungen und Hinrichtungen im Land – und von mutigen Bischöfen, die das zuletzt auch öffentlich beklagt haben.

Und natürlich gilt unsere Unkenntnis nicht nur für Kamerun. Ganz Schwarzafrika ist „terra incognita“ für uns. Ein weißer Fleck, ein schwarzes Loch auf unserer Weltkarte.

Die vielzitierte Globalisierung, das tausendfach beschworene Zusammenrücken der Völker, das schon halb zu Tode geredete „globale Dorf“ – nichts davon gilt offenbar für die 600 Millionen Menschen südlich der Sahara. Sie sind vergessen – klammheimlich abgehängt vom Wohlstands- und Wohlfahrtszug.

Zugegeben, es ist eine lange und beschwerliche Reise, zu der Sie, Frau Dr. Neier, jedes Jahr nach ihrem Urlaub von Bludenz aus aufbrechen: Erst das Flugzeug, dann der Nachtzug - und am Ende des Sammeltaxi nach Tibati. Und trotzdem täuscht selbst diese Marathonfahrt über die wahren, die enormen Distanzen zwischen hier und dort. Welten liegen zwischen Europa und Schwarzafrika.

War das immer so? Ich erinnere mich noch an einen sogenannten „Dialogkongress“ in Alpbach zum Thema Europa-Schwarzafrika – vor jetzt bald 25 Jahren. Hunderte gescheite Leute – Europäer und Afrikaner – saßen damals zusammen und waren sich einig: „Wir sind Zukunftspartner“. Ich sehe noch manche unserer rotweißroten Spitzenpolitiker und Wirtschaftschefs mit der Fahne des Dialogs fröhlich voraneilen: Wir Österreicher – klein, neutral und kolonial unbelastet – wir sind der gottgeschaffene Brückenkopf auf dem Weg in ein neues Miteinander. Im Herzen eins, im Ziele gleich – Schwarzafrika und Österreich!

Und heute, ein Vierteljahrhundert später? Afrika ist kein Thema mehr. Sechs der acht Schwerpunktländer österreichischer Entwicklungszusammenarbeit liegen in Afrika. Weiß irgendjemand von uns, welche es sind? Haben wir je von ihrem Schicksal - vom Leben der Menschen - erfahren? Hat uns jemals jemand erzählt, was dort mit unserer Hilfe geschieht? Nichts. Oder vielleicht doch – und es hat uns nur nicht interessiert?

Wir rasen beruflich um die Welt. Wir urlauben in den Tropen. Wir transferieren Milliarden in entlegenste Winkel der Erde, in seltsamste Wohlstandsoasen: Dubai, Singapur, die Cayman-Inseln. Wir chatten und treiben e-commerce über Kontinente und Ozeane hinweg. Wir rühmen uns, dass es im Zeichen der weltweiten elektronischen Vernetzung bald keine unterentwickelten Gebiete mehr geben wird. Mit Satellitentelephon, Bildschirm und Modem gehört uns die Welt, heißt es.

Und Kamerun? Und Schwarzafrika? Ist das nicht unsere Welt?

Ich rede jetzt nicht – obwohl es eigentlich sein müsste - von dem, was diesem Afrika bereits über Jahrhunderte hinweg an kolonialer Ausplünderung und Vergewaltigung angetan wurde. Von den 15 Millionen schwarze Sklaven ganz unten auf den Ruderbänken der Zivilisations-Luxusdampfer „Europa“ und „Amerika“.

Ich rede auch nicht – obwohl auch das sein müsste – von den raffgierigen, brutalen politischen Eliten Schwarzafrikas, die den damals begonnenen Raubzug an den Menschen bis heute fortsetzen. Schamloser Machtmissbrauch, mörderische Kriege, Korruption als letztes Schmiermittel der Bürokratie und zerfallende Staatsstrukturen - nicht alles davon lässt sich mit den geistig-kulturellen Müllhalden erklären, die der Kolonialismus hinterlassen hat. Vieles davon ist auch hausgemacht.

Das alles ist heute nicht mein Thema. Nicht die Sünden der Vergangenheit – und nicht die Schuld der Anderen. Ich rede von uns – und von der Gegenwart. Von uns Österreichern und Europäern, uns Weißen und Reichen. Von der stillen Liquidierung unseres Interesses, unseres Mitgefühls, unseres Gewissens.

Dabei geht es mir heute Abend ein wenig wie dem Pfarrer, der ausgerechnet seinen treuesten Schäfchen am Sonntag den schwachen Kirchenbesuch vorhält. Denn Sie, meine Damen und Herren, sind ja gekommen, weil Ihnen dieses Thema und die Arbeit unserer Preisträgerin ein Anliegen ist. Weil Ihr Horizont nicht an der Adria endet – und Ihr Herz keine Rollbalken kennt.

Also bitte ich Sie einfach, dass Sie es weitersagen: Eine Globalisierung des Handels allein ist ein Todesurteil für Millionen.

Wahre Globalisierung braucht, um halbwegs gerecht zu sein, auch die Globalisierung der politischen Rahmenbedingungen und der wirtschaftlichen Spielregeln; braucht die weltweite Gültigkeit gleicher sozialer Standards und die Globalisierung der Mitmenschlichkeit.

- Davon aber ist bisher kaum die Rede. Alle dreißig ärmsten Staaten der Welt liegen südlich der Sahara.
- Und nie war der Abgrund zwischen ihnen und den wohlhabendsten Ländern so groß wie heute.
- Nie war die Sünde schamlosen Reichtums so offenkundig: Allein das Vermögen der sieben reichsten Männer würde genügen, um die bitterste Armut in der Welt auszurotten. Und die 400 Milliardäre auf unserem Globus besitzen mehr als die halbe Weltbevölkerung - immerhin drei Milliarden Menschen - gemeinsam in einem Jahr verdienen.
- Nie war auch die Kluft in den Zukunftschancen so krass: Die Hälfte der Menschheit hat noch nie ein Telefonat geführt.
- Nie war aber auch die Schicksalsgemeinschaft offenkundiger, die uns – die Menschen im Norden und im Süden – zusammenschweißt. Es sind auch unsere Autos, unsere qualmenden Schloten, die im Süden des Globus - nicht nur in Afrika - die Stürme und Fluten, die Dürren und Missernten, die Seuchen und Obdachlosigkeit auslösen. Wir, das reiche Fünftel der Menschheit, verbrauchen vier Fünftel aller Ressourcen und schaffen vier Fünftel aller Umweltprobleme. Wir sorgen für jene Erderwärmung, die Hurricanes verursachen und Malaria-Erreger am Leben erhalten. Man muss sich das vorstellen: Im letzten Viertel des zu Ende gegangenen Jahrhunderts hat sich die Zahl der Katastrophen im Norden auf ein Drittel reduziert – und im Süden verdreifacht.

Sie, Frau Dr. Neier, hätte vielleicht noch andere Beispiele für die Tragödie des schwarzen Kontinents zur Hand: Afrikaweit steht für je 18.00 Menschen nur ein Arzt bereit; 170 Millionen Afrikaner leben ohne ausreichend Nahrung; 23 Millionen sind HIV-infiziert – und ebenso viele Kinder leiden an Mangelkrankheiten; sechs Millionen sind auf der Flucht.

Trotz Hunger und Seuchen, trotz Kriegen und Katastrophen aber wird Afrika in diesem 21. Jahrhundert von 800 Millionen auf zwei Milliarden Menschen anwachsen. Übrigens: Pro Mann und Jahr stehen in Schwarzafrika drei Kondome zur Verfügung...

Ich weiß, das ist vermutlich kein Thema für einen festlichen Abend. Aber es ist leider auch sonst nie und nirgendwo ein Thema – sieht man von der üblichen, abgegriffenen Konferenz-Rhetorik großer Gipfeltreffen ab.

Seit dem Ende des Ost-West-Konflikts hat der Westen kein ideologisches Interesse mehr an Afrika. Das hat vielleicht auch Vorteile – nicht jeder blutrünstige Diktatur kann heute noch auf westliche Unterstützung hoffen, nur weil er zuhause Kommunisten jagt und westliche Waffen kauft.

Aber die Folgen dieses Desinteresses für die Menschen in Afrika sind überwiegend furchtbar. Immer weniger Entwicklungshilfe erreicht die Länder südlich der Sahara. Fairness im Handel hat es nie gegeben – und gibt es auch heute noch weniger. In Schwarzafrika sind zuletzt mehr europäische Investitionen liquidiert als getätigt worden. Und der Anteil ganz Afrikas am Welthandel ist ausgerechnet im Zeichen der Globalisierung auf weniger als 1 Prozent geschrumpft.

Das heißt: Am Ende von zwei Entwicklungsdekaden sind die meisten Afrikaner ärmer als vor Beginn der internationalen Hilfe – und die Verelendungsspirale zeigt noch kein Ende. Das schreit zwar zum Himmel – aber es erschüttert niemanden mehr wirklich.

Kein Interesse, keine Betroffenheit, keine überzeugenden Konzepte. Der Bankrott der bisherigen Afrikapolitik und die Ratlosigkeit, wie es weitergehen könnte, zeigen sich am deutlichsten an den zwei radikalsten Alternativen, die ernsthaft überlegt werden:

- Entweder den schwarzen Kontinent völlig entmachten und von außen regieren
- oder aber Afrika von der übrigen Welt abschotten und auf innere Selbstheilungskräfte hoffen.

Beides ist unmenschlich.

Sie, Frau Dr. Neier, sind einen 3. Weg gegangen. Er heißt: Hingehen und Hinhorchen, was die Menschen brauchen, dann Helfen und Heilen. Keine Arroganz des Besserwissens. Und keine Ignoranz des Nicht-wissen-Wollens.

Aus vielem, was ich von Ihnen gehört und gelesen habe, wird spürbar, dass Sie auch die latenten Risiken des Helfens sehr genau kennen. Denn wo die Not groß ist, kann Hilfe von außen sehr leicht auch zur Machtausübung werden.

Umso wichtiger ist es, auf die kulturellen Entwicklungen der Menschen zu achten – und nie zu vergessen, dass auch Helfende letztlich lernende Menschen bleiben.

„Entwicklungshilfe ist keine Einbahnstraße“, haben Sie einmal in einem Interview gesagt, „sie wirkt in beide Richtungen“. Da ist nichts von europäischer Überheblichkeit zu spüren, nichts von afrikanischer Minderwertigkeit und der Unausweichlichkeit eines Untergangs. Im Gegenteil: Hinter Ihren Worten wird eine besondere Achtsamkeit des Herzens gegenüber jenen spürbar, die schwer mit ihrem Los ringen – und eine besondere Nähe zu jenen afrikanischen Frauen, Intellektuellen, Künstlern, Christen, die sich mit dem Schicksal eines „hoffnungslosen Kontinents“ nicht abfinden und Tat für Tag eindrucksvolle Zeichen des Aufbruchs und eines neuen Selbstbewusstseins setzen.

Meine Damen und Herren,

das Land Vorarlberg hat uns schon mehrfach Persönlichkeiten geschenkt, die diese Achtsamkeit des Herzens in den Mittelpunkt ihres Lebens gestellt haben. Ich denke an Bischof Krätzler, der von hier ausgezogen ist, um in der Ferne Brasiliens die Sorgen der Menschen zu teilen und mit ihnen eine neue Hoffnung aufzubauen. Und an Herman Gmeiner, den Vater unzähliger Kinderdörfer rund um die Welt, dessen unbeugsamer Lebensgrundsatz auch über dem Wirken unserer heutigen Preisträgerin steht: „Gutes entsteht und wächst nur dort, wo jemand mehr tut, als eigentlich tun müsste!“

Sie, Frau Dr. Neier, tun genau das seit vielen Jahren. Und die Kettenreaktion des Guten, die wir Ihnen verdanken, ist – auch das soll heute erwähnt werden - längst nicht mehr auf Kamerun begrenzt:

- Wenn Ihnen Krankenschwestern aus dem „Ländle“ nach Afrika gefolgt sind;
- wenn Ihnen Vorarlberger Maturanten oder Lehrlinge spontan ihr Erspartes und Erbetteltes übergeben, um Notstromaggregate oder medizinisches Gerät anzuschaffen;
- wenn Flohmärkte ihren Gewinn bei Ihnen abgeben;
- wenn auch das Land mithilft und Spitäler mit Medikamenten zuschießen;
- wenn ein Verlagshaus dafür sorgt, dass die Botschaft vom Sinn und vom Erfolg Ihrer Arbeit hier im Land an Breite und an Tiefe gewinnt.

Es heißt, unsere Zeit nehme Abschied von Werten, von Vorbildern – und der Grundwasserspiegel an Mitmenschlichkeit sei beständig im Sinken. Ich glaube das nicht. Es gibt ein gewaltiges Reservoir an gutem Willen und offenen Herzen in unserem Land.

Aber irgendetwas lässt unsere politisch Verantwortlichen doch immer wieder davor zurückschrecken, von uns Bürgern ein Mehr an grenzenüberschreitender Solidarität zu erbitten.

Und irgendetwas hält auch viele unserer Medien davon ab, sich inmitten aller Trivialität und Kurzatmigkeit unserer tiefsitzenden Sehnsucht nach dem Guten und Bleibenden anzunehmen.

Also bleibt oft genug nur das Hinhorchen auf das eigene Gewissen – und für viele gottseidank auch die Verpflichtung des Christentums. Ich sage das sehr bewusst, weil ich zwischen Ihren Worten, Frau Dr. Neier, auch zu spüren glaube, was Sie seelisch antreibt. „Die Kraft kommt, wenn man an seine Grenzen stößt, auch von woanders her“, haben Sie einmal gesagt. Für mich sind die Kirchen heute die großen, vielleicht bald die letzten Bastionen praktizierter Mitmenschlichkeit mit einem weiten Blick hinaus in die Welt.

Es wird eine Zeit kommen, in der wir auf breiter Front neu entdecken werden, dass das, was jetzt wie bloße Moral aussieht, in Wahrheit auch noch Weitsicht ist. Dass Geschwisterlichkeit nicht nur eine religiöse Fleißaufgabe, sondern einfach grundvernünftig ist. Und dass wir von unserem Schöpfer in zehn kurzen Geboten eine Gebrauchsanweisung für diese Welt mitbekommen haben, die gescheiter ist als viele noch so umfrage-getesteten Politik-Konzepte. Wir lesen ja bei technischen Geräten auch zuerst die Gebrauchsanweisung – warum tun wir das bei der Gestaltung der Welt nicht oder nicht mehr?

Je länger wir diese uralten Weisheiten missachten, desto höher werden eines Tages die Reparaturkosten sein.

Aber das wissen Sie, liebe Frau Dr. Neier, und die, die Sie heute auszeichnen und beglückwünschen, vor allem aber die, die Sie nach besten Kräften unterstützen, ohnedies längst.

Sie, meine Damen und Herren, hätten also meine Klagen und Aufmunterungen gar nicht gebraucht. Der alte Wüstenvater Jakobus hat schon vor bald 2000 Jahren in seiner ägyptischen Einsiedelei einen Satz niedergeschrieben, der alles, was ich glaube, Ihnen heute erzählen zu müssen, auf sein wahres Maß reduziert. Ich möchte seine Worte an den Schluss meiner Wortmeldung stellen: „Man braucht nicht nur Reden. Denn Reden gibt es viele unter den Menschen in unserer Zeit. Was Not tut, ist die Tat. Die wird gesucht – und nicht Reden, die gar keine Frucht bringen!“

Ihnen, Frau Dr. Neier, nochmals herzliche Glückwünsche – und „Danke“ all jenen, die – so wie Sie, verehrte Preisträgerin - auch Taten setzen!